Zeitschrift: Zoom-Filmberater

Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein

Band: 25 (1973)

Heft: 17

Rubrik: TV/Radio-kritisch

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

helfen soll, ist gestört: das Verhältnis zu den Dingen, wie der Ausdruck durch die Sprache» (Hans Scheugl und Ernst Schmidt in «Film» 1/68).

20.20 Uhr, DRS II

Nokturno oder vorläufige Wiederbelebung eines Totgesagten

Hörspiel von Konrad Hansen. – Zwanzig Jahre hat Max als Nachtportier in der Réception eines drittklassigen Hotels zugebracht. Sein Beruf hat ihn von der Tageswirklichkeit isoliert. Mit endlosen Selbstgesprächen ist es ihm gelungen, sich darüber hinwegzutäuschen, dass er im Grunde zu existieren aufgehört hatte, als er diesen Posten übernahm. Aber eines Nachts geben Gedächtnis und Phantasie nichts mehr her. Da taucht Fred auf, ein junger Mann, der den an den Suff geratenen Nachtportier ablösen soll. Fred steckt voller Wirklichkeit, ihm guckt «der Tagmensch aus sämtlichen Knopflöchern». Doch Fred erweist sich als wenig mitteilsam. Um ihn zum Reden zu bringen, lockt Max ihn Schritt für Schritt in seine Phantasiewelt, die für Fred schliesslich beängstigende Realität wird. (Produktion Westdeutscher Rundfunk.)

20.20 Uhr, DSF

Indianer – Freiwild für Kirchen und Missionen?

Das Deutschschweizer Fernsehen bringt in der Sendung «Zeitspiegel» unter dem Titel «Indianer-Freiwild für Kirchen und Missionen?» den ersten Teil eines vierteiligen Zyklus. Es handelt sich um eine Dokumentation der Granada-TV (Grossbritannien) über das Schicksal verschiedener Indianerstämme in Südamerika, die vom Aussterben oder von der Ausrottung bedroht sind. Die Fortsetzungen des Zyklus werden ebenfalls ausgestrahlt, jedoch nicht freitags im «Zeitspiegel», sondern im Sonntagnachmittagprogramm in der Sendereihe «Länder – Reisen – Völker».

Freitag, 21. September

21.15 Uhr, DSF

Das Brot der frühen Jahre

Spielfilm von Herbert Vesely (BRD 1961), mit Christian Doermer, Karen Blanguernon, Vera Tschechowa. – Eine als Versuch bemerkenswerte Verfilmung des gleichnamigen Romans von Heinrich Böll, die sich aber zu sehr an Vorbilder (Resnais und Antonioni) anlehnt und damit in ermüdende filmgestalterische Übungen abschweift, wodurch die aus verschiedenen Perspektiven entwickelte Filmhandlung den psychologischen und sozialen Hintergrund der Vorlage nicht ausreichend in den Griff bekommen hat.

TV/RADIO-KRITISCH

Information – (fast) ohne Frauen

Das Thema Frauenemanzipation ist erstens bereits derart breitgetreten, dass es bald keinen Hund mehr hinter dem Ofen hervorlockt; und zweitens wussten gewiegte Geschäftemacher den Trend der Zeit zu ihren Gunsten umzufunktionieren («Büstenhalter für die emanzipierte Frau»). Die Emanzipation ist tot. Hat sie überhaupt jemals gelebt? Oder vielmehr: Hat sie etwas bewirkt? Optimisten werden auf die im Vergleich zu früher erheblich verbesserte Stellung der Frau in der Gesellschaft und in der Familie verweisen. Sie haben nicht ganz unrecht. So scheint es wenigstens. Bei genauerem Hinsehen dagegen entpuppt sich mancher Fortschritt unter dem Segel der Emanzipation als blosse Zwecknotwendigkeit. Man braucht bloss auf die verbesserten Arbeitsbedingungen für die Frauen hinzuweisen. Nicht der Wille zur Emanzipation, sondern der Zwang zur Beschaffung von Arbeitskräften verbesserte das Arbeitslos der Frauen. Im Zuge solch scheinbarer Emanzipationstendenzen haben sich neue Frauenreservate gebildet, die genau so absurd sind wie die früheren. Die

Erziehung etwa liegt heute zum überwiegenden Teil in den Händen der Frauen, was verheerende Auswirkungen auf die geistig-psychische Reifung der jungen Menschen zeitigen kann, wie es die Erfahrungen aus den Vereinigten Staaten immer deutlicher zeigen. Die Absenz des Vaters rächt sich, wie umgekehrt die fast ausschliessliche Präsenz des Mannes in bestimmten Bereichen ebenso schädlich ist. Es ist deshalb keineswegs müssig, nach der Präsenz der Frau zu fragen. Wo steht die Frau in unseren Massenmedien? Einschränkender: Wo bleibt die Frau in den Informationssendungen des Deutschschweizer Fernsehens und in der Tagesschau? Dies die Frage, die hier in einem grösseren Kontext gestellt werden soll.

Das Geschehen ist «männlich»

Frau und Fernsehen – darin steckt ein doppelter Aspekt, ein theoretischer und ein praktischer, wenn man so will. Zum einen handelt es sich um das vorgezeigte Abbild der Frau, um die Darstellung des «Fraulichen», zum andern um die Frau, die selber Fernsehen in irgendeiner Weise schafft, um die personelle Besetzung der Fernsehanstalten also. Es ist fast schon Mode geworden, über das Abbild der Frau am Bildschirm zu klagen. Bestrebungen, die nur das eine, nämlich das Abbild der Frau, zum Gegenstand ihrer Betrachtungen machen, befriedigen nicht, denn es kann nicht bloss dabei bleiben zu fragen, wie und bei welcher Gelegenheit die Frau am Bildschirm dargestellt wird, sondern es ist darüber hinaus weiterzufragen, wer überhaupt Fernsehen macht. Die Wie-Frager sind gerade bei Informationssendungen bald am Ende ihrer Weisheit, weil Information fast ausschliesslich eine Sache von Männern über Männer ist. Die Frau ist darin bis auf wenige Ausnahmen (Indira Gandhi, Schwangerschaftsabbruch) nicht vertreten. Für die Information ist die Frau eine «quantité negligeable». Und daran ändert sich nicht das geringste, indem ich feststelle, dass es so ist. Die Fernsehmacher selber (und ihre Vorgesetzten) sind beim Wickel zu nehmen, ihr geschlechtsspezifisches Ungleichgewicht ist auszutarieren. Wobei freilich nicht übersehen werden darf, dass die den Gegenstand der Information, das grossenteils «männliche» Geschehen, nicht selber bestimmen. Er wird ihnen aufgedrängt. Und man erwartet von ihnen, dass sie darüber Bericht erstatten. Kaum auszudenken, was passierte, wenn sie eines Tages nur über die «Welt der Frauen» informieren würden.

Informationssendungen machen also die Männer. Sie sitzen an den gestaltenden Schalthebeln, sie moderieren, führen Regie, erscheinen auf dem Bildschirm, sagen, was gesagt werden darf. Für die Frauen bleibt da wenig Platz übrig. Wenn schon, dann als Zuträgerinnen und Helfershelferinnen, als Cutterin beispielsweise. Damit soll der zweifellos notwendige Beruf der Cutterin keineswegs herabgemindert werden. Aber eine Frau könnte ja schliesslich auch mal «Sport am Wochenende» präsentieren, die Nachrichten der Tagesschau verlesen (als Off- oder In-Sprecherin), «aus erster Hand» Wissenswertes erfragen. Unter den fünfzehn leitenden Mitarbeitern der Abteilung Information des Deutschschweizer Fernsehens befindet sich eine einzige Frau: Annemarie Schwyter. Sie selbst ist der lebendige Beweis dafür, dass die Frauen den Männern in der Analyse, Sichtung und Wertung des internationalen politischen Geschehens nicht nachzustehen brauchen. Sie prägt das Qualitätsbild der «Rundschau» wesentlich mit, wobei anzumerken ist, dass sich versierte Frauen gewöhnlich härterer Kritik ausgesetzt sehen als ihre männlichen Kollegen. Weiter tritt in den Informationssendungen Heidi Abel in Erscheinung, und zwar im Sendegefäss «Heute abend in ...».

Geschlechtsspezifische Präferenzen

Ein Musterbeispiel dafür, wie Information von Männern diktiert wird, ist die «Antenne». Zwar arbeiten Frauen mit, doch in unverhältnismässig kleiner Zahl. Sie dienen als Alibi. Die Frau in der «Antenne» erscheint dann, wenn es (etwa bei einem Publikumsinterview) auf dumme Fragen dumme Antworten zu geben gilt. Die massgeben-

den Fragen und Antworten haben die Männer alleweil für sich reserviert. So jedenfalls mein Eindruck. Dabei ist gerade die «Antenne» ein Sendegefäss, dessen Inhalte von weiblichen Rezipienten wahrscheinlich bevorzugt werden. Eine Umfrage des Emnid-Instituts Bielefeld im Jahre 1972 brachte an den Tag, dass die Präferenzen der Frauen am massenmedialen Angebot bei den Lokalnachrichten liegen, während bei den Männern der Sport an erster Stelle steht, gefolgt von Aussenpolitik, Innenpolitik und Wirtschaftspolitik. Bei den Frauen rangieren Aussenpolitik an vierter, Innenpolitik an sechster und Wirtschaftspolitik an neunter Stelle. Man sollte diesen Sachverhalt, sofern er zutrifft, nicht einseitig erklären wollen. Er dürfte viele Gründe und Ursachen haben. In Frauenzeitschriften etwa findet Politik auch nicht statt. Aber immerhin müsste man sich überlegen, ob die Interessenskala nicht neben anderem davon abhängt, wieweit Frauen am Bildschirm erscheinen oder nicht erscheinen, Frauen, mit denen sich weibliche Rezipienten identifizieren oder die anregen könnten, auch als Frauen über aussen-, innen- oder wirtschaftspolitische Fragen nachzudenken.

An die Schalthebel der Publizistik

Der Fernsehanstalt allein, hier also dem Fernsehen der deutschen und der rätoromanischen Schweiz, die Schuld an der Untervertretung der Frauen am Bildschirm in die Schuhe zu schieben, wäre übertrieben. Wenn es jedoch ein erstrebenswertes Ziel ist, dass alle Informationen für jeden Menschen ohne Unterschied des Geschlechtes zugänglich sein sollen, dann ist die Nonchalance, mit der man Frauen vom Bildschirm weghält, ein schwerer Verstoss gegen die Gerechtigkeit. Die Frauen sind – auch das muss deutlich gesagt werden – daran nicht unschuldig. Zum Teil wenigstens haben sie sich den Zugang zum Fernsehen durch ihre eigene Nachlässigkeit verbarrikadiert. Die Frauenorganisationen und interessierten Kreise gehen den Problemkreis, wie bereits erwähnt, bloss vom «schiefen Bild der Frau in den Massenmedien» her an, anstatt zu fragen, wer denn dieses «schiefe Bild» produziert, anstatt die Manipulatoren an den Pranger zu stellen. «An die Schalthebel der Publizistik!» sollte der Schlachtruf der emanzipatorischen Bestrebungen lauten. Falsch wäre es, wenn die Frauen, haben sie es einmal geschafft, nur das Informationskonzept ihrer männlichen Kollegen nachahmen würden. Mit der Einsitznahme von Frauen in den entscheidenden Positionen der Informationsvermittlung müsste gleichzeitig eine Besinnung über wesentliche und unwesentliche Informationen einsetzen. Damit würde die Emanzipation der Frau im Fernsehen gleichzeitig zu einer gesamtemanzipatorischen Bewegung, die auch den Mann miteinbezieht und unsere Gesellschaft einen echten Schritt weiterbringen könnte. Eine bloss zahlenmässige ausgleichende Gerechtigkeit im Personalbestand ohne Rekurs auf das Wie und Warum von Information wäre fade Gleichmacherei. Sepp Burri

Wollenbergers klassenbewusster Privatdetektiv

Zur Fernsehserie «Ein Fall für Männdli» im Deutschschweizer Fernsehen

Fernseh-Privatdetektive und Bildschirm-Kommissare sind üblicherweise nur halbe Menschen. Das kommt daher, weil sie Berufstiere sind, die ganz im Dienste ihrer Sache stehen und eine wesentliche Seite des Menschseins überhaupt nicht aufweisen: Sie sind ohne familiären Bezug, ohne die damit verbundenen Sorgen und Freuden. Sie kennen keine Privatsphäre und kein ausserdienstliches Engagement. Das nimmt ihnen – auch wenn sich ihre Schöpfer noch so grosse Mühe geben, ihnen durch exzentrische Eigenheiten Leben und Persönlichkeit einzuhauchen – die menschliche Wärme. Fernseh-Privatdetektive und Bildschirm-Kommissare sind kühle Roboter, wandelnde, stur auf ihren Fall ausgerichtete programmierte Computer. Ihre Seelenlosigkeit ist die Ursa-

che für ihre Langweiligkeit selbst dann, wenn sie aus so etwas wie menschlicher Verantwortung heraus agieren.
Männdli, Detektiv aus Leidenschaft von Werner Wollenbergers Gnaden, ist anders. Ob er besser ist, bleibe vorerst einmal dahingestellt. Nach dem Betrachten von zwei Fällen, die Männdli souverän, wenn auch auf Umwegen gelöst hat – dreizehn Folgen umfasst die Koproduktion des Deutschschweizer Fernsehens und des Bayerischen Rundfunks insgesamt –, ist unschwer festzustellen, dass der Detektiv aus Berufung Charakter hat. Er verleugnet – im Gegensatz zu vielen seiner Kollegen – bewusst das Bühnen-Hochdeutsch, er ist weder sportlich noch geschmeidig, und er trägt seine Bürgermoral klassenbewusst als Weltanschauung wie einen Heiligenschein über seinem ergrauten Haupte. Er hat auch seine familiären Bezüge: Seine Eltern sind die traditionsreiche helvetische Kleinkunst und das Volkstheater. Seine Herkunft kann und will Männdli nicht verleugnen. Sie ist erfolgversprechend und jahrzehntelang erprobt. Männdli verströmt die Geborgenheit des Bekannten, des Überraschungsfreien. Er ist liebenswürdig und undetektivisch. Dynamik liegt ihm fern. Doch gerade aus all diesen Eigenschaften schlägt er sein Erfolgskapital. Das bringt ihn seiner Fernsehgemeinde nahe.
Männdli, ein Mensch wie du und ich. Er mag Kapitalverbrechen nicht, und der Anblick von Blut ist ihm ein Graus. Er liebt den Frieden und die Beschaulichkeit. So bleiben seine Fäuste zumeist in den Taschen seines weiten Lodenmantels stecken. Er hält sich einen Hausdrachen, der auf den Namen Rosa hört und der ihm leichte Furcht einflösst. Männdli weiss schon, weshalb er seine Rosa nie geheiratet hat – genau wie er weiss, wie man mit bösen Verbrechern oder mit seinem geschwollenen Chef Tobler umspringen muss. Auf den Kopf gefallen ist er beileibe nicht. Er ist ein Rechner und ein kühl Berechnender. Wenn immer Männdli sich den Anschein gibt, dass er aus einem Fall überhaupt nicht klug wird, ist er dem Geheimnis schon auf der Spur, den andern eine Nasenlänge voraus. Hinter der Maske des Biedermannes und der Tapsigkeit verbirgt sich Genie. Das macht den Männdli beinahe schon wieder unheimlich. Man fragt sich, was geschieht, wenn des Privatdetektivs sprichwörtliche Ruhe einmal zu Ende geht, wenn es ihn, wie es so schön heisst, verjagt. Ich kann mir vorstellen, dass dann aus dem Männdli ein ganz ekelhaftes Mannli wird.
Männdli wird es nicht verjagen. Er wird sein Gesicht dreizehn Folgen lang wahren, d.h. seinen wirklichen Charakter hinter der Maske biederer Bürgerlichkeit verstecken. Auch darin hat er vieles mit seiner Zuschauergemeinde gemeinsam. Der Ausbruch aus dem System ist nicht erlaubt. Männdlis Wege sind vorgezeichnet. Er wird sich immer um die sauberste Lösung bemühen, seinen Zorn gegen Tobler unterdrücken, dem Recht und der Gerechtigkeit dienen, seine biedere Bürgerlichkeit, die den vom guten Weg Abgekommenen zwar als Menschen versteht, aber nie nach den Ursachen der Abkehr von der Legalität fragt, hochhalten. Und immer genau nach fünfundzwanzig Minuten wird Männdli mit der Befriedigung des Mannes, der eben einen Fall gelöst und zum guten Ende geführt hat, vom Bildschirm verschwinden, auf dass die Werbespots pünktlich folgen können. Männdli ist systemkonform auf die Bedürfnisse des Vorabendprogramms ausgerichtet. Kleinkinder, müde Väter und herzschwache Grossmütter gleichermassen vor dem Bildschirm zu vereinen ist seine Aufgabe – die Welt verändern mögen andere. Auch darin ist der Privatdetektiv klassenbewusst.
Männdli hat Charakter, aber er profiliert sich nicht. Er hat ein Herz, aber es schlägt nur für seine kleine Welt des Rechts und der Gerechtigkeit, die er sich zusammengebastelt hat. Er hat eine Seele, aber sie verdorrt in einer Wüste von Selbstgefälligkeit und gleichzeitig devoter Unterwürfigkeit, die heute so gerne mit Bescheidenheit verwechselt wird. Männdli, das ist nicht abzustreiten, ist ein Produkt unserer Gesellschaft. Er ist tatsächlich ein Mensch wie du und ich. Aber der Spiegel, der uns vorgehalten wird, trügt: Er glättet Unebenheiten aus, vertuscht die Runzeln auf unserem Gesicht und lässt uns so erscheinen, wie wir in Wirklichkeit nicht sind: gemütlich, zufrieden und erfüllt.
Ich wünsche mir, dass es den Männdli einmal verjagt, dass er dem Tobler den Schuh, der Rosa den Laufpass und dem Klienten einen Kinnhaken gibt. Ich hoffe, dass er ein-

mal einen Fall nicht löst und aus purer Verzweiflung eine ganze Stunde statt nur fünfundzwanzig Minuten über den Bildschirm flimmert. Ich würde dann den Hut vor ihm ziehen und mich darüber freuen, dass er tatsächlich ein Mensch ist und nicht einer jener programmierten Roboter, als welche uns die Fernsehunterhalter Privatdetektive, Kommissare und Polizisten vorstellen.

Urs Jaeggi

BERICHTE/KOMMENTARE/NOTIZEN

Venedig ohne Biennale

33 Jahre lang hat sich die internationale Filmprominenz am venezianischen Lido ein pseudokulturelles Stelldichein gegeben. In den letzten Jahren hat die Biennale zusehends an Attraktivität verloren – heute ist ihr matter Glanz endgültig erloschen. Über die Hintergründe des Niedergangs berichtet der folgende Artikel.

Ursprünglich war die 80 Jahre alte Biennale nur auf die bildende Kunst, Theater und Musik beschränkt gewesen. Als sie 1930 ins totalitäre Kulturprogramm der italienischen faschistischen Partei integriert wurde, schuf man die Filmabteilung, die vorwiegend propagandistischen Zwecken zu dienen hatte. 1938 wurde der Vorstand, der aus Vertretern der verschiedenen Kultursparten gebildet war, durch einen zentralisierten bürokratischen Apparat ersetzt. Nach den Kriterien des faschistischen Statuts wurde dann die Biennale bis in die heutigen Tage weitergeführt. Natürlich blieben die ideologischen Inhalte nicht bestehen, doch die Struktur blieb dieselbe. Der Anlass wurde weiterhin autoritär von einer Person geleitet, die direkt vom Filmministerium ernannt wurde.

Die Biennale war immer einer sozialen und kulturellen Elite vorbehalten. Sie wurde als mondänes Ereignis durchgeführt und hatte in bezug auf die Filme vor allem eine kommerzielle Funktion. Film wurde weniger als kultureller Faktor im gesellschaftlichen Bezug gesehen, sondern als Ware, die in einem grossangelegten, eleganten Markt an den Mann gebracht werden musste.

Von diesem Rummel hatten die jungen Autoren des in den sechziger Jahren gross gewordenen neuen italienischen Films genug. Als für die beiden letzten Ausgaben als Leiter Gian Luigi Rondi, der Filmkritiker der parafaschistischen Römer Tageszeitung «Il Tempo», ernannt wurde, empfanden die Filmemacher das als Provokation. Als ob der alte Zopf des faschistischen Statuts aus dem Jahre 1938 nicht schon genügte! Es kam zu Demonstrationen und zum Boykott von seiten einer grossen Zahl der italienischen Regisseure und Schauspieler. Damit wurde eine Krise ausgelöst, aus der etwas Konstruktives hervorgehen musste. In der Tat liessen es die Autoren nicht bei der Kontestation bewenden, sondern sie organisierten letztes Jahr ihre eigene Schau nach demokratischeren Kriterien: die «Giornate del cinema italiano». Aber auch sie wurden wieder boykottiert von den Produzenten und Verleihern, die natürlich auf der Seite der offiziellen Biennale standen. Marco Bellocchio, der seinen Film *Nel nome del padre* bei den «Giornate» zeigte, hatte im Nu einen Prozess von seinem Produzenten Franco Cristaldi auf dem Hals, der Bellocchio als Autor kein Recht auf seinen Film einräumte. Mit andern Worten: Wer einen Film gemacht hat, kann ihn nicht vorführen, wo er will, sondern nur dort, wo es dem Produzenten passt. Die ganze Frage des Autorenrechts wurde somit aufgerollt – eine Frage, die bis jetzt noch nicht befriedigend gelöst ist.

Gleichzeitig wurde im Senat ein neues Statut vorgelegt, das eine völlige Umstrukturierung der Biennale vorsah und nach dem die leitenden Organe demokratisch aus Vertretern der Autoren- und Schauspielerverbände, der Filmgewerkschaften, den Angestell-